

Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft

Seminar: Blickkonstellationen 1800/1900
Lehrender: Prof. Dr. Michael Wetzel
WS 17/18
Protokollantin: Sarah Cox
Datum: 22.11..2017

Protokoll der Sitzung am 22.11.2017

Die Themen der Sitzung waren zunächst sich an die letzte Sitzung anschließende Gedanken zu Sartres *Das Sein und das Nichts* und Freuds Begriff des *Unheimlichen*, woran sich einige Überlegungen zum Blickmotiv im Zusammenhang mit Merleau-Pontys *Das Auge und der Geist* anschlossen.

Ergänzend zur letzten Sitzung ging es zuerst um das von Jeremy Bentham entwickelte, sogenannte Panoptikum. Hierbei handelt es sich um ein architektonisches Konzept zur Überwachung, das beispielsweise in Gefängnissen angewandt wurde, als es noch keine Überwachungskameras gab. Von einem zentralen Beobachtungsposten gehen sternförmig Gänge ab, die somit alle von diesem Punkt aus einsichtig sind. Ein weiteres Beispiel für diesen Mechanismus ist die Peepshow, bei dem der Effekt jedoch andersherum funktioniert. In der Mitte befindet sich die Frau, die von allen Beobachtungsposten aus angeschaut werden kann.

Diese klassische Situation – die Männer, die blicken und die Frau, die angeblickt wird – findet sich als Motiv auch in vielen Filmen wieder. Die Frau ist hierbei nicht nur im Blickfeld, sondern sie wird durch den (sexuell aggressiven) Blick der Männer zum Objekt gemacht. Es ist nicht wichtig, ob die Frau selbst ein ausreichendes Sehvermögen hat, nur ihr optisches Äußeres steht im Vordergrund. Im Japan des 20. Jahrhunderts verabreichten sich Frauen mitunter Augentropfen zur Vergrößerung der Pupille, die sogenannten „Bella Donna“, obwohl durch diesen kosmetischen Eingriff ihr Sehvermögen für mehrere Stunden erheblich geschwächt wurde. Das Schönheitsideal der Frauen mit den großen Augen ist noch heute in vielen animierten Filmen der Popkultur wie z.B. Disneyfilmen und Mangas zu erkennen: Große Augen, ein rundes Gesicht sowie eine kleine Nase signalisieren das Kindchenschema, wodurch beim Menschen ein Pfleregereiz ausgelöst wird. Das Gegenüber wirkt süß und hilfsbedürftig.

Hierbei ist das Interessante die Konstitution des Verhältnisses von Subjekt und Objekt. Laut Sartre sind wir die blickenden Subjekte und wir blicken nur Objekte an. Es gibt jedoch einen Unterschied in dem Erblicken von Objekten und dem Erblicken von Menschen. Letztere werden, sobald sie zurückblicken, ebenfalls zum Subjekt. Somit signalisiert der erwiderte Blick des anderen dessen Ebenbürtigkeit. Gleichzeitig ist aber auch der Blick des anderen erst das, was einem seiner eigenen Subjektivität innewerden lässt.

Des Weiteren gibt es eine Unterscheidung zwischen Blick und Auge. Wenn man einen Blick erfasst, nimmt man die Augen nicht mehr wahr. Der Kontakt wird zu einer Begegnung zwischen Subjekt und Subjekt. Jene Belladonnafrauen wären somit – unfähig, den Blick zu erwidern – nur Objekte. Die Objektivierung der Frau durch den Blick allgemein funktioniert nur so lange, wie diese nicht zurückblickt. In E.T.A Hoffmanns Sandmann macht Nathanael die leblose Olympia dadurch lebendig, dass sich sein eigener Blick in ihren Augen spiegelt.

Blicke sind zudem eine andere Domäne als die sprachliche Kommunikation, sie sind ein stummes Zeichensystem. Durch Sprache kann zum Beispiel Spannung gelöst werden, die durch Blicke aufgebaut wurde. Trotzdem sind auch Blicke Interaktion. Beispielsweise kann der Blickkontakt auch Aggressionen auslösen, bei Tieren wie Raben oder Affen wie auch bei Menschen. Hierbei ist das Lächeln ebenfalls ein Schlüsselreiz. Es signalisiert: „Ich bin nicht aggressiv.“

In einem kurzen Exkurs sprachen wir über die aktuelle Entwicklung, den Blick immer gesenkt auf das Smartphone zu halten. Zerstört das die Blickkultur?

Sartre entwickelt weiterhin den Begriff der Scham. Hierbei geht es darum, etwas zu erblicken oder etwas zu verbergen. Etwas ist unheimlich (im Sinne Freuds) oder obszön, wenn es erblickt wird, obwohl es nicht erblickt werden soll. Zwei Perversionen bzw. extreme Versionen sind der Voyeur, der gerne blickt und der Exhibitionist, der sich gerne dem Blick aussetzt.

Zudem lässt sich auch „etwas zeigen, ohne etwas sehen zu lassen.“ Man glaubt, etwas zu sehen, obwohl es einem nur angedeutet wird. Filmische Beispiele hierfür sind Marilyn Monroes Rock, der durch den Luftstoß flattert, aber nie explizit zu viel Bein zeigt, oder das Phänomen, dass Zuschauer von Hitchcocks „Psycho“ davon überzeugt sind, sie hätten gesehen, wie die Frau erstochen wird, obwohl auch das in keiner Szene explizit gezeigt wird.

Der Blick hat auch eine zeitliche Dimension. Diese drückt sich in verschiedenen Aspekten aus. Erstens kann man sich, ganz allgemein, der Zeit nicht entziehen. Man kann sich nicht unendlich

lange in die Augen schauen, zwangsläufig wird der Blickkontakt irgendwann unterbrochen. Zweitens gibt es eine Rhythmisierung des Blicks. Es gibt einerseits den schweifenden und andererseits den fixierenden Blick. Dieser hat eine Rhythmik, in der ein Blickkontakt hergestellt werden kann: Fixiert man beispielsweise, wie in einer Szene eines Films dargestellt, eine Frau, die merkt, dass sie angeschaut wird, jedoch vorgibt, dass sie es nicht weiß. Sie schaut kurz, schaut dann aber wieder weg und schaut dann wiederum, um den Blick zu erwidern. In einem längeren Blickkontakt gibt es zudem einen Sogeffekt, der wie ein Eintauchen in den Blick ist. Man verliert die Objektivierung des Objekts und die Distanz. Man kann nicht den Blick und gleichzeitig das Drumherum sehen. Dieser möglicherweise bedrohlich wirkende Distanzverlust ist eine zentrale Entdeckung Sartres im Blick des anderen.

Weitere Diskussionen hatten den Text Merleau-Pontys zur Grundlage, der Sartres Überlegungen sehr ähnelt. Eine Frage betraf einen im Text befindlichen, anscheinenden Widerspruch: Einerseits schreibt Merleau-Ponty, nur existierende Dinge können gemalt werden, andererseits jedoch auch die surreale Traumwelt.

Ein Mythos über den Ursprung der Malerei in der Antike erzählt von einem Mädchen, dessen Ehemann zum Krieg eingezogen wurde. Am Abend des Abschiedes zeichnete sie die Konturen seines Schattenbildes auf die Wand, um etwas von ihm bei ihr zu behalten. Dieses ikonographisch bekannte Motiv führt jedoch zu einem schlechten Ruf der Malerei: Sie sei nur Kopie und überflüssig für die Gesellschaft. Auch der Mythos von Pygmalion, der sich seine eigene Frau schnitzt, beinhaltet diese Ersatzfunktion der Kunst. Mit heutigen Argumenten würde man dem entgegenhalten, die Kunst versuche nicht, das Original zu ersetzen, sondern für sich zu stehen und abzubilden.

Unser wissenschaftliches Denken muss sich immer auf etwas beziehen, das es gibt. Die Theorie einer zweiten Sonne beispielsweise würden wir ohne Beweise nicht akzeptieren. Seit der Neuzeit und Galilei basiert unser Wissen auf Daten, die vor allem nach einem optischen Nachweis verlangen. Auch Ärzte beispielsweise arbeiten heute fast ausschließlich mit „bildgebenden Verfahren“. Dies ist die Basis unseres Denkens von der Welt. Die Kunst jedoch kann etwas darstellen, das es nicht gibt. Einhörner und andere Fabeltiere können beispielsweise dargestellt werden, jedoch nur, indem Dinge verändert werden, die es bereits gibt, durch zum Beispiel Collage, Montage oder Morphing. Die Kunst verändert die Wirklichkeit in Bezug auf ein Imaginäres.

Jean Lacan unterscheidet die Dimensionen des Imaginären (abgeleitet von Imago: Das Bild;

Wirklichkeit, die nur im Bild existiert) und des Realen. Die dritte Dimension, das Symbolische, ist die Instanz, die zwischen dem Imaginären und dem Realen vermittelt.